

Unzerreißbar!

Beate Dölling

Aus dem dicken Grimm'schen Märchenbuch wurde meiner großen Schwester und mir schon früh vorgelesen: *Hänsel und Gretel*, *Aschenputtel*, *Schneewittchen*. Meiner Schwester waren diese Geschichten nie ganz geheuer; auch der *Struwwelpeter* erschien ihr zu brutal. Den mochte ich auch nicht, aber man kam in den 1960er Jahren nicht um ihn herum. Die Geschichte von *Hans Guck in die Luft*, der als Träumer ins Wasser plumpst und nur nass wird, ist ja noch harmlos. Doch bei anderen Geschichten wird es schon drastischer: Da ist der *Daumenlutscher*, dem die Daumen abgeschnitten werden, oder Miz und Maunz, die beiden Kätzchen, die traurig vor dem Aschehaufen sitzen, dem einzigen Überrest von Pauline, die trotz aller elterlichen Verbote – und Warnungen der Katzen! – mit Streichhölzern gespielt hat. Da sah man mal wieder, was alles passieren konnte, wenn man nicht auf die Eltern hörte. Die Geschichte vom *Suppenkasper* wurde mir sogar persönlich nahegelegt, weil ich eine schlechte Esserin war. Der Löffel schaffte es oft nicht vom Teller bis zum Mund, während meine Schwester alles in sich hineinschaufelte, aber dann auf mich warten musste, bevor wir aufstehen durften. Doch weder die Angst zu verhungern oder die Drohung, ins Wasser zu fallen (weil ich selbst sehr viel träumte) erschreckten mich wirklich, noch die Vorstellung, mir könnten die Daumen abgeschnitten werden. Dafür war unsere Küchenschere auch viel zu stumpf. Ja, das Leben steckt voller Gefahren, das wurde schon früh bewusst. Aber ein Buch konnte man jederzeit zuschlagen und was anderes spielen.

Nicht ganz so blutrünstig wie beim *Struwwelpeter* ging es bei der *Struwwelliese* zu. Es ist das einzige Buch, das ich noch aus meiner frühen Kindheit besitze, ein großformatiges Bilderbuch aus dicker Pappe, mit stabiler Ringspirale.

„Unzerreißbar!“ steht mahnend auf dem Cover, darunter steht *die Struwwelliese* – weibliches Pendant zum Struwwelpeter. Auch sie sieht verlottert aus, mit kaputten Klamotten und räudigem Köter im Arm. 1980 wäre sie glatt als Punk durchgegangen, aber in meiner Kindheit verkörperte sie alles, was ein Mädchen

nicht sein sollte: ungezogen, schmutzig, frech. Es fängt schon damit an, dass Liese morgens nicht aufstehen will, wenn der Wecker klingelt. Dann verweigert sie das Frühstück, klettert auf Bäume und schlitzt Betten auf, um mit den Federn Schneelandschaft zu spielen. Nachdem sie auch noch ehrbare Bürger erschreckt, landet sie schließlich in einem dunklen, feuchten Keller, wo man sie ohne Essen einsperrt, aber dennoch nicht läutern kann, denn kaum ist sie wieder auf freiem Fuß, springt sie in Dreckpfützen, klaut Honig, und überquert lesend die Straße. Dabei wird sie allerdings angefahren und landet mit gebrochenem Bein im Krankenhaus. Tja. Das hat sie nun davon! Und anhand einer deftigen Dosis Alpträume, bereut sie schließlich ihre Schandtaten und mausert sich zum adretten, artigen und vor allem – gehorsamen – Mädchen.

*Nie ein Kleidchen mehr verschmutzt,
Pünktlich, feißig, gut und lieb.
Immer so nun Lieschen blieb.*

Ich war enttäuscht, wütend! Hatte mir Liese doch viel besser gefallen, als sie noch auf Bäume kletterte. Das Schlimmste an dem Buch – übrigens mein einziges eigenes –, war nicht Lieses Beinbruch oder das finstere Kellerverlies, auch nicht der Alptraum, in dem eine hässliche, fette Suppenschüssel mit Gesicht und erhobenem Zeigefinger auf Lieses Bett herumturnt und ihr die Leviten liest, am meisten schockierte mich der Moment auf Seite zwei, wenn Liese sich morgens nicht waschen will und nur einen behandschuhten Finger ins Wasser taucht. Denn dann passiert der Überfall aus dem Hinterhalt:

„Doch die Mutter kommt herzu,
Greift die Liese sich im Nu.
Taucht sie in die Schüssel ein –
Puh, da hilft ihr nun kein Schrei’n!

Das Schlimme ist, die Mutter im Buch sieht dabei genauso aus wie meine Mutter: nett, gepflegt, blond und schön. Umso mehr erschreckte mich, sie Liese

mit verbissenem Lächeln und eisernem Griff am Kopf packt und ihr Gesicht ins kalte Wasser drückt – und untertaucht. Was für eine niederträchtige Attacke! Begangen von der eigenen Mutter! Zwar hätte ich meiner Mutter so etwas nie zugetraut, doch allein die Vorstellung einer solchen Tat ließ mich erschauern und doch leicht misstrauisch werden, immerhin hatte meine Mutter mir das Buch geschenkt.

Meine frühen Leseerfahrungen gingen weiter mit *Max und Moritz*, die mich für weitere Schandtaten wappneten, während meiner Schwester die Hühner von Witwe Bolte leidtaten, bis hin zu *Ali Baba und die 40 Räuber*, in dem Kasim, Alis goldgieriger Bruder von den Räubern gevierteilt und als abschreckendes Beispiel in ihrer Höhle aufgehängt wird. Gevierteilt! – Donnerwetter! Das war schon ein anderes Kaliber als Daumen abschneiden. Doch durch ständiges Wiederholen der Geschichte gewöhnte man sich erstaunlich schnell auch an solche Szenen. (Wobei sie allerdings nicht abgebildet waren.)

Was hingegen mir wirklich zu schaffen machte, waren jene Geschichten, in denen die Figuren seelische Qualen erlitten. Bei „Heidi“, die ich auch als Langspielplatte hatte, flossen selbst nach zwanzigmaligem Anhören noch die Tränen. Was tat man diesem Kind nur alles an? Abschied vom Alm-Öhi, bei dem sie doch so frei und glücklich gewesen war, dann dieser kalte, fremde Haushalt in der großen Stadt, das unerträgliche Heimweh und schließlich noch das Leid der gelähmten Klara! Kaum hatte man sich vom Weinen ein wenig erholt, folgte schon das Happy End, das einen ebenso erschütterte – diesmal zwar in Form von Freudentränen, aber auch die wollten erst einmal geweint sein. Als die Nadel des Plattenspielers schließlich die Endlosrille erreichte, knisterte es noch eine Weile, während ich, noch ein wenig nachschluchzend, jedoch tief erfüllt von überwundenem Leid, den Apparat ausschaltete und mich fasste, um in die Küche zu gehen.

Ähnlich stark beanspruchte mich eine andere Geschichte. Keine für Kinder und in Fraktur geschrieben, die wie eine Geheimschrift zu entziffern galt. (Ich entdeckte das Buch in unserer Eckbank, in der Spiele, Bausteine, Stifte, unser Föhn und die Lockenwickler meiner Mutter lagen – und eben dieses blaue Buch, eine Anthologie). Ich weiß bis heute nicht von wem die Geschichte stammt, die

ich immer wieder lesen *musste*, und die mich völlig fertig machte, je öfter ich sie las, weil ich von der ersten Seite an wusste, worauf sie hinauslief: auf den unausweichlichen Tod der Mutter, und jedes Mal früher zu weinen begann. Vor lauter Tränen konnte ich kaum noch die Schrift entziffern, verwechselte ohnehin schon das „R“ mit dem „K“, las „Rind“ statt „Kind“ oder „Ratze“ statt „Katze“, was mich unter anderen Umständen zum Lachen gebracht hätte. Immer wieder schlich ich mich an die Geschichte, heimlich, versteht sich, denn ich hatte niemanden in unserer Familie sich so aufführen sehen, beim Lesen eines Buches.

Das erste Buch, das mir praktisch zufiel, ohne dass ich es gesucht hätte, lieh ich mir mit Sieben eigenständig aus der Schulbücherei, für die ich nun einen Ausweis hatte. Es fiel mir einfach in die Hände. Eine heitere Eselsgeschichte im sonnengelben Hartcover, die erste Geschichte, die so ganz ohne Moral und Bedrohung, ohne Gewalt, Gräueltaten und Herzschmerz auskam. Ich kann mich weder an die Geschichte selber, noch an den/die AutorIn erinnern, nur an die Unbefangenheit, Innigkeit und das Glück, das sie ausstrahlte. Wahrscheinlich ist Gelb deshalb heute noch eine meiner Lieblingsfarben.

Zu *Pinocchio* hatte ich ebenfalls eine besondere Beziehung, da ich auch gern flunkerte und „Geschichten erzählte“ womit meine Mutter jedoch nicht so gut zurechtkam, da sie viel zu oft „eine blühende Fantasie“ mit „Lügen“ verwechselte. Ach, mein armer, mutiger Pinocchio! Was für eine Empathie hatte ich mit der lieben Holzpuppe, der man so übel mitspielte. Wusste ich doch von Anfang an, dass sie im Herzen ein guter und ehrlicher Junge war, mit dem ich einige Probleme gemeinsam hatte.

Natürlich haben mich auch die Bücher von Astrid Lindgren, Erich Kästner, und Enyd Blyten begeistert, ganz besonders die Abenteuer von *Tom Sawyer und Huckleberry Finn*, von Mark Twain, eben all die spannenden Bücher, in denen clevere, coole und mutige Kinder die Hauptrollen spielen und die Erwachsenenwelt außen vor lassen oder sogar auf den Kopf stellen. Was habe ich mitgefiebert, gelacht und gestaunt, was alles möglich sein kann, zwischen

zwei Buchdeckeln! Habe fortan alles verschlungen, was ich in die Finger bekommen konnte – inzwischen hatte ich auch einen Ausweis für die Stadtbibliothek, wo wir uns frei Bücher aussuchen durften.

Für mich war Lesen schon immer pure Zauberei: Man verwandelt schwarze Buchstaben in bunte Bilder und kreiert so seinen eigenen Film! Genau das macht Lesen ja so wertvoll. Deshalb versuche ich heute, Kinder bei Lesungen dafür zu begeistern und verrate ihnen dabei: Es ist nicht nur spannend und hält die Phantasie wach, sondern trainiert auch das Gehirn.

In meiner Kindheit hieß es ja eher: „Lies nicht so viel!“ Angeblich mache zu viel Lesen bleich, kränklich und nervös und sei schlecht für die Augen. Aber mittlerweile bestätigen uns längst auch diverse Studien: Je früher man sich vom Lesen verzaubert lässt, umso besser! – Man muss es ja nicht unbedingt mit solchen Büchern wie der *Struwwelliese* versuchen.

Anmerkung der Autorin:

Die Struwwelliese, von Cilly von Schmitt-Teichmann, erschien 1950, inspiriert vom *Struwwelpeter*, der von Heinrich Hoffmann, einem Arzt (Psychiater) geschrieben wurde, ursprünglich als Weihnachtsgeschenk für seinen Sohn. Erscheinungsjahr: 1845.

Beide Bilderbücher, die im Stil der klassischen Schwarzen Pädagogik geschrieben sind, sind heute noch bei Amazon erhältlich, was mich – gelinde gesagt – überrascht. Noch bemerkenswerter erscheint mir, dass die *Struwwelliese* dort 83 % Fünf-Sterne-Bewertungen (bei insgesamt 1081 Stimmen) erreicht, während nur 1 % einen Stern gegeben haben. (Stand März 2026)